

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 111 (1985)
Heft: 14

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kurze Begegnung

Samstags war's. Morgen – und relativ früh. Jedenfalls für die Einkaufstour. Ich hatte sie zeitig angetreten, um möglichst vor dem Heer der Mitbürger in die Käseerei, die Drogerie, den Buchladen zu preschen, um unbehelligt wählen, wünschen, zahlen zu können. Erwartungsgemäss regte sich in den Strassen kaum ein Bein. Doch plötzlich sah ich vor mir, auf der breiten Kreuzung, einen Schatten von links nach rechts huschen. Er hatte merk-

Von Ilse Frank

würdige Konturen, die in meinem Kopf kein klares Bild ergaben. Lief da ein Kind, ein Hund, ein Wiesel?

Ich bin von Natur aus neugierig. Also beschleunigte ich meine Schritte. Trachtete, das Phantom einzuholen, seine Identität zu enträtseln.

Der Schatten wischte um die nächste Hausecke. Ich immer zackig hinterher. An drei Blocks, einer Bank, der Stadtkirche hastete ich vorbei, dann hatte ich die seltsame Erscheinung eingeholt. Natürlich hielt ich mich dezent zurück, wollte, was mir fremd war, in Ruhe beobachten.

Das Erblickte raubte mir erst den Atem, dann beinahe den Verstand: Ein Hase ging übers Pflaster, trug auf dem Rücken eine Hütte, die mir leicht und leer schien.

«Gibt's denn so etwas?» murmelte ich, schüttelte das Haupt, blinzelte, starrte erneut – sah nichts anderes.

«Meister Lampe!» rief ich, ohne mir die Konsequenzen zu überlegen. «Hallo, Sie!»

Der Hase zuckte leicht zusammen, wandte sich langsam um. «Entschuldigung», stotterte ich, «mir war nicht ganz geheuer. Sind Sie tatsächlich einer aus der Familie der Hoppler?»

«Gewiss», antwortete der Hase stolz, «zu dieser Sippe gehöre ich.»

«Was tun Sie bei uns? Was führt Sie hierher?» forschte ich, weil ich mir die Absichten des Fremden nicht zusammenzureimen vermochte.

«Das liegt doch auf der Pfote», gab der Mümmelmann zurück, «bedenken Sie, welche Woche anbricht!»

Woche, sann ich, Woche ... «Ostern!» jubelte ich. «Sie sind doch nicht gar der Oster...»

«Genau der», sagte mein Gegenüber schlicht, und nochmals: «Genau der.»

Da stand ich, erstarrt, sprachlos.

«Fühlen Sie sich schlecht?» fragte das Geschöpf, das ich bisher für eine Ausgeburt kindlicher Phantasie gehalten hatte.

«Im Moment ziemlich», ächzte ich, «aber wenn Sie mir vielleicht erklärten ...»

Für diese eher etwas dilettantischen Faxen haben ernsthafte Apriljuxologen nur ein müdes Lächeln übrig. In den Annalen der Aprilgaudi wimmelt es von Meisterleistungen. Ich habe einmal von einer niederländischen Zeitung gehört, die berichtete, sie verwende ab sofort eine Druckerschwärze mit Tulpenduft, die Leser sollten sich anhand der Seite eins davon überzeugen. Es wurde dann scheint's wie wild geschnüffelt. Jemand hat mir erzählt, der Chefingenieur der schwedischen Radiogesellschaft habe die Entdeckung des «Schichtengitterstruktureffekts» verkündet, der es ermögliche, Schwarzweissfernseher auf Farbe umzustellen, indem man ein Stück Nylonnetz vor den Bildschirm hänge. Tausende schnitten sich aus Strümpfen diese Wun-

«Was ich zwischen Betonklötzen und Glaspalästen suche?» ergänzte der Osterhase. «Gut gefragt», fügte er hinzu. «Ich weiss es bald selbst nicht mehr.»

Nach einer Kunstpause begann der designierte Freudenspende zu erzählen. Hermann hatte seinem Hasenherzen schon im Januar einen Stoss gegeben und sich befohlen, nach Eierlieferanten, Kräuterpflanzern, Bonbonherstellern, Schokoladefabrikanten Ausschau zu halten. Aber er fand niemanden, dessen Angebot ihn hätte überzeugen können. Eier wollte Hermann nämlich nur von glücklichen Hühnern, Kräuter ohne Bleispuren, Bonbons mit natürlichen Aromen, Schokolade, in der man die Frische der Milch noch schmeckte.

Relativ lange glaubte der Osterhase an Zufälle, als ihm ein Dutzend Muster missfielen. Allmählich keimte in ihm jedoch der Verdacht, dass auf der Welt etwas nicht mehr stimmte.

Bis ihn diese Ahnung quälte, hatte sich Hermann nie speziell um das Tun beziehungsweise Lassen der Menschen gekümmert. Er hatte nur seinen Eltern geholfen, Köstlichkeiten auf Erden zu verteilen. Nun, da er allein für seine Gaben verantwortlich war, da er ein schweres Erbe, ein traditionsreiches Amt angetreten hatte, bemühte er sich, perfekt zu arbeiten. Zu seinem Plan soll gehörte die Qualitätskontrolle, ja, sie stand zuoberst in Hermanns Pflichtenheft. Wahrscheinlich hatte der Vater gehei-

me Bezugsquellen gekannt, die dem Sohn zu nennen ihm nicht mehr vergönnt war, jedenfalls raufte sich der Hasenjunior seit Februar das Fell und hätte zwei Zentner Rüben für eine einzige gute Adresse gegeben.

In seiner Verzweiflung begann Hermann die Zeitungen zu studieren. Er fand Artikel über Umweltzerstörung, Nahrungsmittelvergiftung, über Legebatterien und Melkmaschinen. Einige Tatsachen waren ihm nicht neu, andere erschreckten ihn erst jetzt. Dass intelligente Leute das Leben aller Kreatur mutwillig, frevelnd gefährdeten, weigerte sich Hermann fast zu buchstabieren.

«Deshalb», seufzte der unsicher Gewordene, «bin ich in diese Agglomeration gereist und in jene. Ich kam, um zu prüfen, was an den Reportagen und Berichten stimmt. Im ganzen Land habe ich mich umgesehen. Was an Präsenten für mich brauchbar wäre, reicht nicht einmal, um ein Viertel der Harrenden zu beglücken. Wie aber soll ich die wenigen bestimmen? Wer hat was verdient?»

Der Osterhase schaute mich hilflos an.

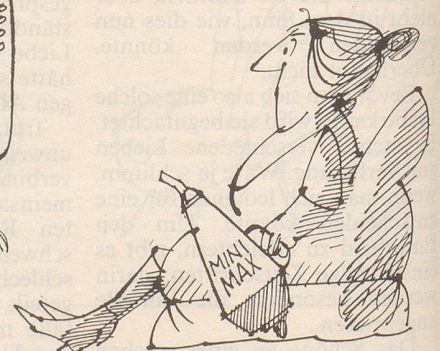
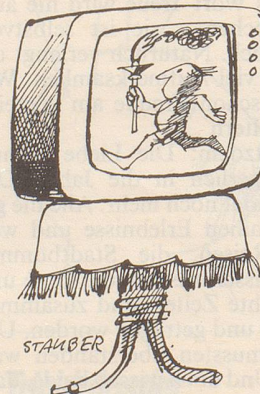
«Kehren Sie um!» riet ich. «Lassen Sie uns im Stich! Das wird uns heilsam erschrecken.»

Hermann lächelte milde. «Wer's glaubt, zahlt einen Taler», flüsterte er.

Diese Formulierung verriet mir, wie viele Jahre stürmischer Entwicklung der Traumverlorene im Märchenwald nicht erfasst hatte.

April, April

Scheint's weiss man nicht genau, wie das ganze Possenspiel begonnen hat, aber sicher ist der Brauch schon uralt. Im Jahr 1564 führte Karl IX. einen neuen Kalender ein, und der Tag danach wurde in Frankreich festlich begangen. Das war der 1. April. Verknöcherte Konservative, die an der Kalendertradition festhielten und den 1. April nach wie vor als Neujahrstag zelebrierten, wurden Aprilnarren genannt und mit allerlei Scherzgeschenken bedacht. Was auch immer der Ursprung gewesen sein mag: Am 1. April bricht in vielen Teilen der Welt eine wahre Ulkerei los. Mit explodierenden Zigarren, schokoladenüberzogenen Golfbällen usw.



dergaze zurecht und klebten sie und sich selbst vor den TV-Apparat.

Wie kann man nur so blöd sein, und auf solche Scherze hereinfallen? denke ich leicht arrogant. Nun hat mich tatsächlich ein

Herr Beckbach angerufen und offeriert, heute abend die bestellte Gratisweinprobe zu liefern. «Nicht mit mir, Herr Beckbach», sagte ich verärgert, und er meinte: «Dann eben nicht!»

Später fragt mich mein Ehege-

spons, ob sich noch niemand gemeldet habe wegen des Gratisweinharasses, der ihm zustehe. – «Niemand», sage ich kleinlaut. April?

Ausgerechnet Bananen ...

Das Modengeschäft liegt direkt beim Bahnhof. Manche modebewusste Eva schaut rasch hinein, bevor sie den Schnellzug nach Hause besteigt. Auch mich zog's vor ein paar Wochen in das Geschäft mit den topmodischen Sachen, und mit Begeisterung hab' ich mir für 90 Franken einen tod-schicken Overall erstanden. Die dazupassende Jacke (ebenfalls für 90 Franken) liess ich hängen. Auch den zur Jacke passenden Jupe habe ich nicht gekauft ... Dreimal 90, rechnete ich aus – nein, das lasse ich.

Kürzlich war Ausverkauf in besagtem Geschäft. Ich konnte es nicht lassen, mir mit dem gross angekündigten «Ausverkaufsrabatt von 50%» doch noch die Jacke zu meinem Overall zu kaufen. Sie kostete nur noch 45 Franken. Mein Weg führte mich später wieder vor das Geschäft. Zu meiner Verblüffung las ich: «Umbaurabatt – 50% auf alle herabgesetzten Preise.» Massenhaft strömten die modebewussten Damen durch die Tür ... Und im Laden fanden sich doch tatsächlich auch mein Overall, meine Jacke, der Jupe ... Zum schlichten Preis von je Fr. 27.50! Eigentlich ärgerte ich mich: Hätte ich mir wenige Wochen Zeit gelassen, hätt' ich das Ensemble zu sage und schreibe nicht einmal 90 Franken kaufen können. Nun, wir gehen durch eine schnellebige Zeit, die immer hektischeren Wechseln unterworfen ist. Aber, sagte ich mir, in Sachen Mode will ich künftig etwas zurückhaltender sein. Gestern kam ich wieder zu dem Modengeschäft. Aha, dachte ich – der Umbau ist wohl schon vorbei. Denn wieder strömten Damen jeglichen Alters in Massen durch die Tür. Und tatsächlich prangte auf grossen Plakaten: «Eröffnungsrabatte.» Ein junger Mann stand im Eingang und überreichte jeder künftigen Kundin eine Banane. Er streckte auch mir eine gelbe Frucht entgegen. Da zögerte ich. Konnte nicht eintreten. Ich war überzeugt, der junge, lächelnde Mann dachte bei jeder Bananenabgabe ein kurzes Wort aus vier Buchstaben: Affe. Ich wäre mir

tatsächlich wie ein Affe vorgekommen, wenn ich mich mit einer Banane hätte ködern lassen. Wären Mimosen oder Rosen verteilt worden, wäre ich sicher auch in die Falle getappt. Aber Bananen? Da liegt der Verdacht, als Affe taxiert zu werden, denn doch zu nahe ...

Annegret

Sprechstunden

Oft wird uns Schweizern mangelnde Gastfreundschaft vorgeworfen. Dieser Vorwurf ist nur bedingt richtig; aber selten sind die ganz spontanen Einladungen geworden.

Auch unsere Besuchsgewohnheiten sind allmählich in feste Bahnen gerutscht. Warum eigentlich? Sicher nicht, weil wir nur Gäste empfangen wollen, wenn die Stube aufgeräumt ist und wir ein Galamenu präsentieren können. Aber unser Terminkalender stimmt selten mit demjenigen der anderen überein. Auch wir Hausfrauen sitzen nicht den ganzen Tag in der Stube und warten darauf, dass sich ein bekanntes Wesen zeigt. Wenn wir tagsüber jemanden sicher treffen wollen, müssen wir wohl oder übel vorher zum Telefonhörer greifen. Und am Abend? Bestimmt da nicht Meister Fernseher über unsere Kontaktpflege?

Lässt sich dieser Zustand wirklich nicht ändern? fragte ich mich. Probier es doch einmal! Und ich habe es probiert. Das Resultat war nicht gerade ermunternd. Innerhalb einiger Wochen läutete ich unangemeldet bei Freunden und Bekannten. Es brauchte Mut, einfach vorbeizugehen. Ich war seit meiner Jugend wirklich aus der Übung gekommen.

Zweimal wurde mir geöffnet, zweimal wurde ich herzlich empfangen und zu einem Kaffee eingeladen. «O wie schön, dass wieder einmal jemand vorbeikommt!» hiess es. Allerdings hörte ich auch die obligate Bitte, ich solle nicht auf die Unordnung achten. Das konnte ich auch gar nicht, weil keine vorhanden war.

Aber eben: Achtmal war niemand zu Hause. Wie ich gehen die andern Frauen zur Arbeit, zum Turnen, einkaufen, in Kurse usw. Sie suchen ihre Kontakte ausser Hauses.

Soll ich mich nun über die zwei gegliückten Visiten freuen oder lieber zugeben, dass unsere Begegnungen wegen der heutigen Lebensweise nur noch «Sprechstunden nach Vereinbarung» sind?

Heidi B.

Hilfe

(Nebenspalter Nr. 4)

Sehr geehrte Frau Frank
Ich möchte Ihnen zum Artikel «Mütter» gratulieren. Er trifft die Situation vieler Mütter recht gut. Vielen mag er übertrieben scheinen, aber für diejenigen, die es so oder ähnlich erleben, ist er eine Hilfe. Sie können ihre Lage dann etwas objektiver und aus mehr Distanz sehen.

Danke!

Mit freundlichem Gruss

Ursel Neidhart

Bildungslücke

(Nebenspalter Nr. 8)

Liebe Frau Blocher

Mit Ihrem Artikel über Frauenfragen haben Sie vielen Frauen aus dem Herzen gesprochen. Vieles war fällig, aber es wurde ja auch viel erreicht für uns Frauen. In letzter Zeit gehen aber die Wünsche zu weit, es könnte wie ein Bumerang zurückkommen.

Längst wäre einmal eine genaue Definition des Wortes «Gleichberechtigung» fällig. Leider gibt nicht einmal Frau Nabholz darauf Antwort. Je länger, je mehr hat man das Gefühl, gewisse Frauen wünschen nur die gleichen Rechte wie die Männer, von den gleichen Pflichten will man beharrlich nicht viel wissen.

Jeder Frau steht es frei, Karriere zu machen, wenn sie die nötigen Fähigkeiten dazu hat. Den meisten Frauen geht es gut, Ausnahmen gibt es immer. Das beweisen die Statistiken; wir leben ja länger. Die AHV bekommen wir ganze drei Jahre früher als die meistens im Stress stehenden Männer. Warum hört man das Wort «Gleichberechtigung» hier nie? Um gleichberechtigt zu sein, wird man gelegentlich das Rentenalter der Frau heraufsetzen müssen; die Männer früher zu pensionieren, rentiert ja nicht. Dank der Gleichmacherei dürfen nun die Frauen auch länger arbeiten. Sicher sind viele froh, endlich den Männern gleichgestellt zu sein.

Oder die Scheidung: Wie viele unschuldig geschiedene Männer müssen für Frauen bezahlen? Wenn es nicht mehr geht, ist es sicher besser, sich zu trennen. Meistens sind es die Frauen, die sich «entfalten» möchten, das heisst, es steht oft ein anderer Mann hinter dem Ganzen. Dass es aber Männer gibt, die unschuldig sind (also treu), die bis zum Existenzminimum bezahlen müssen, während die Exfrau fidel mit dem andern lebt, finde ich nicht gleichberechtigt. Gleichberechtigt wäre zu gehen, dann aber auf eigenen Füßen zu stehen.

Oder das liebe Militär: Sicher wäre es absurd, eine RS oder ähnliches für Frauen zu fordern. Vor Jahren hiess es, ein Pendant zur RS liege in der Schublade. Von einem einmaligen, dreimonatigen Hilfsdienst hört man nichts mehr.

Auf den Sozialämtern wird immer gejammert, vielen Kindern fehle eben die Nestwärme. Die gleichen Frauen fordern aber nun mehr Krippen, Tagesschulen etc., damit man dem Geldverdienenden nachgehen kann, sei es auch nur für den Zweitwagen oder teure Ferien. Warum werben diese Emanzen nicht einmal für glückliche Familien? Gott sei Dank gibt es mehr Frauen von der zweiten Sorte! Darum beklagen sich diese Frauenrechtlerinnen wahrscheinlich über mangelndes Interesse.

Da ja der Nebi Leibblatt von Männern und Frauen ist, wäre es überaus nett, wenn uns einmal so eine eingefleischte Frauenrechtlerin klar und deutlich erklären würde, was man eigentlich unter «Gleichberechtigung» verstehen muss. Ich befürchte, wir sind viele, die hier noch eine Bildungslücke haben. Zum voraus herzlichen Dank für eine Antwort.

Hedi

Was soll das bedeuten?

(Nebenspalter Nr. 8)

Silvia Blochers «ketzerische» Worte zur Frauenfrage (wie immer die Frauenfrage lauten mag) kamen mir gleich irgendwie bekannt vor. Wo hatte ich diese Sätze schon einmal gehört beziehungsweise gelesen? «Mann und Frau gleichwertig, aber nicht gleich ...», «... natürliche Andersartigkeit der Geschlechter ...»? Das kann doch nur – ja, Donnerwetter –, das kann nur jemand geschrieben haben, der Interesse daran hat, die Domäne des Mannes klar von jener der Frau abzugrenzen. – Und genau darum ging es vor achtzehn Jahren, als die Zürcher zum letztenmal das Frauenstimmrecht verwarfen.

Ich habe ein paar Flugblätter ausgegraben, die ich damals als Kuriosum aufbewahrte. Hier stehen sie, die gleichen Worte, unterzeichnet vom «Bund der Zürcherinnen gegen das Frauenstimmrecht». Diese Frauen, die damals quasi gegen ihre eigenen Rechte plädierten, waren, das sei ihnen zugestanden, tatsächlich mutig. Sie äusserten sich deutlich und standen mit ihren Namen zu ihren Intentionen; die Frau solle – aufgrund ihrer Andersartigkeit – alles Politische den Männern überlassen. So einfach war das.

Gegen oder für was plädiert nun aber Silvia Blocher mit just diesen Worten? Wirklich nur gegen jene (ich zitiere) «realitätsfremden kämpferischen Töne in der Frauenfrage ...» (Welche denn, bitte?) Wir Frauen sollten nicht «in jedem und allem versuchen, den Mann nachzuahmen ...», sagt sie. (Wer tut denn das?) Was will Silvia Blocher eigentlich?

Hat der ganze merkwürdige Artikel am Ende etwas mit dem Referendum gegen das neue Ehegesetz zu tun, das von Herrn Dr. Christoph Blocher lanciert wird? Und wenn – warum nicht gleich heraus damit?

Mimi Tüscher